

ROB DELANEY



ÜBER DEN TOD
MEINES KLEINEN
SOHNES

allegria

Rob Delaney

Die Bedeutung eines Lebens

ROB DELANEY

DIE BEDEUTUNG
EINES LEBENS

ÜBER DEN TOD
MEINES KLEINEN
SOHNES

Aus dem Englischen
von Corinna Rodewald

allegria

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2022 unter dem Titel
A Heart that Works bei Coronet Books, einem Imprint von
Hodder & Stoughton, Hachette UK.

S. 201: »Spider And I«

Words and Music by Brian Eno

Copyright © 1999 by Universal Music MGB Ltd.

All Rights in the United States and Canada Administered
by Universal Music – Careers

International Copyright Secured. All Rights Reserved.

Used by permission of Hal Leonard Europe Limited



Allegria ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

ISBN: 978-3-7934-2458-1

© Rob Delaney 2022

© der deutschsprachigen Ausgabe

Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Henrys Mama

»A heart that hurts is a heart that works«

– Juliana Hatfield, »Universal Heart-Beat«

*»Entschuldigen Sie diesen Kummerschwall;
diese nutzlosen Worte können nur ein geringer Tribut
an Henry und seinen unvergleichlichen Wert sein,
doch meinem Herzen, das beim Gedenken an ihn
vor Schmerzen überquillt, spenden sie Trost.
Ich werde mit meiner Geschichte fortfahren.«*

– Mary Shelley, »Frankenstein«

Ich gehe jetzt fast täglich in einem See bei uns in der Nähe schwimmen. In London gibt es überall verstreut Seen in allen Größen, und ich habe das Glück, nah genug an zweien davon zu wohnen, so dass ich nur eine kurze Strecke laufen oder mit dem Fahrrad zurücklegen muss, um in ein natürliches Gewässer einzutauchen. Mein Lieblingssee wird von der Stadt verwaltet, und wenn man an einer kurzen Unterweisung teilnimmt, acht Pfund hinblättert und eine orangefarbene Badekappe aufsetzt, darf man sich nach Herzenslust darin austoben. Der See ist ungefähr anderthalb Kilometer im Durchmesser, und drumherum stehen sowohl Plattenbauten als auch neuere, schickere Wohngebäude. Einmal flog ein Reiher mit einem toten Frosch im Schnabel über mich hinweg, während ich schwamm. Als ich nach Hause kam und meinem vier Jahre alten Sohn davon erzählte, fing er an zu weinen, denn der Frosch war anscheinend sein Freund gewesen.

Hättet ihr mir vor fünf Jahren gesagt, dass ich

eines Tages regelmäßig in einem anderen Gewässer als dem Ozean schwimmen würde, hätte ich euch nicht geglaubt. Ich bin am Meer aufgewachsen und habe immer so viel Zeit wie möglich am Strand verbracht oder bin in einem Segelbötchen um die kleinen Inseln vor Marblehead, Massachusetts gesegelt. Das Meer stellte also kein Problem für mich dar, aber vor Seen und Teichen hatte ich fast mein ganzes Leben lang Angst. Ehrlich gesagt konnte ich mich nicht mal mit Schwimmbecken anfreunden.

Vielleicht weil es kein Rätsel wäre, sollte mich im Meer etwas umbringen. Die Todesursache wäre »Haiangriff« oder »von betrunkenen Jugendlichen in Motorboot erfasst und von Propeller zerfetzt«. Das wäre zwar grausam, aber direkt verständlich. Sollte ich hingegen in einem See oder Teich zu Tode kommen, hieße das BESTENFALLS, dass empfindungsfähige Ranken sich vom Grund emporgeschlängelt und um meine Beine und meine Taille gewunden hätten, um mich in die Tiefe zu ziehen, und ich nicht einmal hatte schreien können, weil sie sich mir auch um den Hals geschlungen und mir den Kehlkopf zerquetscht hätten. Wahrscheinlicher jedoch hätte der aufgedunsene Zombie-Kadaver eines ermordeten Briefträgers mir eine verrostete Handschelle um den Knöchel gelegt und mich hinabgezerrt, um sich bis in alle Ewigkeit mit mir zu vermählen.

Besser, man wusste, womit man es zu tun hatte – in meinem Fall Haie und betrunkene Jugendliche. Vermutlich dachte ich, im Meer zu sterben, wäre ganz einfach der Preis, den man zahlte, wenn man dort unterwegs war. In einem See zu sterben, bedeutete hingegen, dass man von jemandem oder etwas umgebracht wurde, dem es Lust bereitete, die gurgelnden Schreie seines Opfers zu hören.

So verrückt mein Glaubensgefüge für einen Wassertod auch war, es war meins, und ich blieb ihm jahrzehntelang treu. Ich glaubte inbrünstig daran und machte davon abhängig, ob ich schwimmen ging – oder eben nicht. Meine Frau Leah war dagegen in der Nähe zahlreicher Seen, Teiche und Flüsse aufgewachsen, und ihre Mutter hatte das Schwimmteam an ihrer Highschool trainiert. Leah schwamm überall, zu jeder Zeit. Sie ging sogar – haltet euch fest – im *Winter* schwimmen. Ich hatte von Leuten gehört, die das taten; zum Beispiel in Norwegen kurz ins Wasser springen, wenn direkt neben dem Loch im Eis die Sauna steht, oder ein ähnlich kurzes Eintauchen an Neujahr in Maine, wenn direkt am Ufer das Auto mit laufendem Motor und aufgedrehter Heizung wartet. Dass es allerdings Menschen gab, die im Winter regelmäßig und ohne Neoprenanzug in einem natürlichen Gewässer schwammen, war mir nicht klar gewesen. Ich

war davon ausgegangen, dass man sich augenblicklich eine Bronchitis oder eine Lungenentzündung holte, wenn man sich länger als ein paar Sekunden in kaltem Wasser aufhielt, und dass man am besten vorab im Krankenhaus Bescheid gab, damit sie ein Bett bereitstellten, nur für den Fall.

Wir wohnten noch nicht lange in London, da hatte Leah bereits eine umfassende Liste der Schwimmgelegenheiten in der näheren Umgebung aufgestellt, die sowohl beheizte als auch unbeheizte Freibäder einschloss, Badeteiche, Stauseen und sogar die Themse, wenn man widerwärtig war. »Wie schön für sie!«, dachte ich. Angst hatte ich keine um sie; der aufgedunsene Briefträger wollte schließlich nur mich. Ganz allein meinetwegen wanden sich die schleimigen Ranken probenhalber um Treibholz und Otter in Vorbereitung auf den Tag, an dem ich den Mut aufbrächte, in ihre trüben Schlupfwinkel hinabzutauchen. Für alle anderen war es ungefährlich, zu schwimmen, herumzuspritzen, zu »tuben« oder sich anderweitig im Wasser zu betätigen, wenn sie das unbedingt mussten.

Leah musste unbedingt schwimmen, als unser Sohn Henry erkrankte und ins Krankenhaus kam, und oft machte sie sich morgens für eine kurze Runde auf den Weg zu einem nahe gelegenen Gewässer. Sie hatte Freundinnen und Freunde, die das ebenfalls taten, und sie schloss dadurch noch mehr

Freundschaften mit Menschen, die allesamt einen reizenden Eindruck machten. Durchgeknallt, aber reizend.

Leah wusste um meine panische Angst vor der Tiefe, aber aus irgendeinem Grund hielt sie es nicht für nötig, darauf bei einem erwachsenen Mann Rücksicht zu nehmen. Sie fragte mich also viele Jahre lang immer wieder, ob ich mitkommen wolle, woraufhin ich jedes Mal ein Leiden erfand, das nur durch ein sofortiges Nickerchen geheilt werden konnte. Während Henry krank war, hätte ich jede Menge andere Ausreden gehabt, jedoch keine Energie, um die richtigen Worte zu finden, und so zuckelten wir eines Nachmittags im Herbst zum Hampstead Heath, wo es einen See für Damen und einen für Herren gibt, und nahmen unseren lieben Henry und seine Lieblingspflegerin Angela mit. Angela blieb bei Henry, während Leah und ich uns nach Geschlecht trennten und den kurzen Weg zu unseren jeweiligen Seen zurücklegten. Ich zog mich in der Umkleidezone im Freien um. Es war kalt, um die zehn Grad, aber das störte mich nicht. Entschlossen schritt ich zum kleinen Steg, der in den See führte. Es war eine wunderschöne, idyllische Kulisse – für die meisten Menschen. Ich jedoch wusste, welches Grauen mich im Wasser erwartete. Ich sprang hinein – und kletterte so schnell wieder hinaus, dass es vermutlich aussah, als

würde man ein Video abspielen und gleich darauf in derselben Geschwindigkeit zurückspulen. »Was für ein Scheiß«, dachte ich und rubbelte mich trocken. Ich gesellte mich zu Henry und Angela, und gemeinsam warteten wir am Ufer des anderen Sees, wo Leah gemächlich ihre Bahnen zog und es sichtlich genoss. Anders als ich, der doch beinahe vom Amphibien-Zombie-Priester unten auf dem Grund aufgefressen oder zumindest heftig attackiert worden wäre. Nie wieder, schwor ich mir.

Ein paar Monate nach Henrys Tod nahmen Leah und ich an einem Kurs teil, um unseren Tauchschein zu machen. Leah hatte das schon immer vorgehabt, und so schenkte ich uns den Kurs zu Weihnachten. Die ersten paar Stunden fanden in einem Freizeitzentrum in Soho statt. Schon komisch, was sich in einer so großen Stadt wie London alles nur ein paar Schritte von einem entfernt abspielt, zum Beispiel trauernde Eltern, die in einem alten Schwimmbad neben Theatern, Pubs und Fast-Food-Ketten ihren Tauchschein machen.

Wenn man tauchen lernt, beginnt man mit all dem Offensichtlichen: Zuerst liest man etwas darüber, dann lernt man, wie die Ausrüstung funktioniert, und schließlich, wie man mit seiner Tauchpartnerin kommuniziert. Aber man übt auch Situationen, in denen etwas schief läuft, sei es, dass

einem der Sauerstoff ausgeht oder dass man nichts mehr sehen kann, weil die Tauchmaske aus irgendeinem Grund beeinträchtigt ist. Für diese Übung sollten wir uns ohne Maske und mit geschlossenen Augen ein paar Minuten lang auf den Grund des Beckens setzen und anschließend blind wieder aufsteigen und uns in Sicherheit bringen. Bevor wir abtauchten, erklärte uns die Lehrerin, dass wir womöglich in Panik geraten wollen würden oder, ganz genau, womöglich tatsächlich in Panik gerieten. Ein paar der anderen hatten auch ganz offensichtlich Angst. Ich nicht.

Ich ließ mich die drei oder vier Meter hinabsinken, setzte mich im Dunkeln auf den Beckengrund und verspürte vieles, aber Angst zählte nicht dazu. Vor allem war mir überdeutlich bewusst, dass ich mich in einer Lage befand, die mich, sollte etwas schiefgehen, von einem Moment auf den anderen zu Henry bringen würde. Und das fühlte sich gut an. Natürlich war ich nicht allein dort unten, und es gab mehr als eine Lehrerin, die uns im Blick hatte, und ich vermute doch stark, dass sie den Anreiz hatten, ihre Schützlinge nicht sterben zu lassen, doch wenn man sich in totaler Finsternis unter Wasser befindet, ist man auf gewisse Weise allein, ob man dabei beobachtet wird oder nicht.

Mein Bewusstsein sagte mir: »Vier Meter unter der Wasseroberfläche und ohne Sicht bin ich dem

Tod ein ganzes Stück näher als noch vor ein paar Minuten. Mein Sohn Henry hat das mit dem Tod schon hinter sich gebracht und ist vor Kurzem gestorben. Ich werde das Mundstück nicht absichtlich rausnehmen und eine Lunge voll Wasser einatmen, aber wenn ein um sich schlagender Schüler es mir herausreißen würde und ich mit meiner Schwimmflosse in einem Abfluss hängen bleiben sollte, sodass ich in Panik gerate und Wasser einatme und sie mich nicht wiederbeleben können – tja, dann wäre das in Ordnung.« In mir brodelte etwas wie in einer Lavalampe, nur dass die blubbernde Plastikpumpe in mir ein düsterer Frieden mit dem Tod war, eine Eintracht mit dem Wissen, dass mein Sohn gestorben war und mein eigener Tod bedeuten würde, dass ich durch dieselbe Tür ginge wie er. Uns würde noch etwas verbinden. Und das wäre verdammt noch mal großartig.

Hat man ein verletztes oder krankes Kind, *versucht* man nicht nur, ihm zu helfen, man wird auch von dem Glauben angetrieben, dass man ihm beim Gesundwerden helfen *kann*. Man mag nicht höchstpersönlich die Wunde säubern oder eigenhändig Medizin verabreichen – womöglich muss man das Kind in eine Praxis oder ein Krankenhaus bringen, wo die Menschen für solche Fälle ausgestattet sind und entsprechende Kompetenzen haben –, aber

man glaubt, dass man selbst sein Kind an den richtigen Ort bringen wird, sei es mit dem Auto oder im Taxi oder, Gott bewahre, in einem Krankenwagen, und dass man, ist man erst einmal an diesem Ort angekommen, seinem Kind nicht von der Seite weicht, es vielleicht auf dem Schoß hält, und es dann bekommt, was es braucht. Dann braucht es vielleicht noch ein wenig Zeit, um zu verheilen, gesund zu werden, sich zu erholen, und schon bald kann man eine aufregende Geschichte erzählen.

Doch so läuft es nicht immer. Manchmal können die Krankenschwestern und Pfleger, Ärztinnen und Ärzte es nicht wieder in Ordnung bringen. Manchmal sterben Kinder. Was auch immer eurem Kind fehlt, verschlimmert sich, und erst leidet es, und dann stirbt es. Wenn es gestorben ist, beginnt sein Körper zu verwesen, und irgendwann wird es in einen schwarzen Sack verstaut, der Reißverschluss zugezogen und von einem Bestatter in einem schwarzen Wagen weggebracht. Ein paar Tage später wird euer Kind in einem Loch in der Erde begraben oder in einem Ofen kremiert, in dem seine Leiche zu Asche verbrannt wird, die ihr anschließend mit nach Hause nehmen und ins Regal stellen könnt. Ihr wünscht euch, ihr könntet euch ein Küchenmesser schnappen, es oben an der Schulter ansetzen, zustechen und es dann schräg über den Oberkörper nach unten ziehen bis zur

gegenüberliegenden Hüfte. Dann würdet ihr Haut, Fett, Muskeln und Eingeweide auseinanderreißen und das Kind aufs Neue aus euch herausholen und es küssen und halten und panisch versuchen, das in Ordnung zu bringen, was ihr beim ersten Mal nicht in Ordnung bringen konntet. Doch das würde nicht funktionieren. Und so hockt ihr da wie ein stillgelegter und verfallener Bahnhof, während ein Güterzug nach dem anderen bis zum Bersten mit Schmerz beladen durch euch durchbrettert. Vielleicht entgleist einer von ihnen und explodiert, zerstört dabei den Bahnhof und tötet euch damit, und dann wärt ihr wieder mit eurem Kind vereint. Wäre das so schlimm?

Warum verspüre ich diesen Zwang, darüber zu reden, darüber zu schreiben, etwas zu verbreiten, das andere dazu bringt, etwas zu empfinden, das dem ähnelt, was ich empfinde? Was meine Frau empfindet? Was meine anderen Söhne empfinden? Wenn ich es vernünftig anstelle, wird es den anderen wehtun. Doch warum will ich anderen wehtun? (Denn das will ich.) Hat der Tod meines Sohnes mich in ein Monster verwandelt? Das liegt definitiv im Bereich des Möglichen. So etwas zu erleben, macht einen nicht zu einem Heiligen. Es macht eine Menge kaputt. Vielleicht, weil ich beruflich schreibe und auftrete, kann ich nicht anders, als zu versuchen, das Größte und Erschütterndste, was

mir widerfahren ist, mit anderen zu teilen und darüber zu reden. Die Wahrheit ist, dass ich die Menschen immer noch liebe, auch wenn mein Sohn gestorben ist. Und ich glaube aufrichtig daran, ob es nun stimmt oder nicht, dass jede Person, die einen Bruchteil dessen verspürt, was meine Familie verspürt hat und noch immer empfindet, weiß, worum es in diesem Leben und auf dieser Welt wirklich geht.

Es kommt nicht selten vor, dass ich Menschen, die ich kenne und mag, bitten möchte, sich vorzustellen, wie sie ein ganz bestimmtes ihrer Kinder tot in den Armen halten. Hat man mehr als ein Kind, ist es entscheidend, dass man für dieses Gedankenexperiment eines von ihnen auswählt. Wenn ihr das hier lest und ein Kind habt, dann probiert es jetzt. Stellt euch euer Kind vor, in euren Armen. Aus mehreren Körperöffnungen kommen Schläuche, manche der Ausgänge sind natürlich, andere wurden mit dem Skalpell gemacht. Durch manche der Schläuche läuft Zeug. Es riecht. Die Körpertemperatur eures Kindes sinkt. Da ist kein Atem, es windet sich auch nicht, obwohl Kinder das doch eigentlich pausenlos machen, kein Herzschlag. Und sei es nur das: Stellt euch vor, ihr tastet nach dem Herzschlag eures Kindes und findet keinen. Nie wieder wird sein Herz schlagen. Es handelt sich nicht um einen Albtraum, aus dem ihr wieder auf-